

Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 165 (1886)

Artikel: Ein Wunder am Wege und doch von Wenigen beachtet

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-373943>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Wunder am Wege und doch von Wenigen beachtet.

In einem früheren Jahrgang des Appenzeller Kalenders (1876) hat der Kalendermann unter dem gleichen Titel ein Pflänzlein beschrieben („Österluzei“), dessen Befruchtung und damit dessen Fortpflanzung auf fast wundersame Weise zugeht. Damals hat der Kalendermann versprochen, wieder einmal auf eine solche Gelegenheit zurück zu kommen, aber dann aus dem Thierreich. Hier ist sie.

Du hast gewiß schon vom „Instinkt“ der Thiere gehört oder gar selber davon gesprochen. Was ist dieser Instinkt (oder zu deutsch „Naturtrieb“)? Es ist die Kraft, welche lebende Wesen treibt, zweckmäßige Dinge zu thun, ohne daß diese Wesen es wissen, warum sie so handeln. Zum Exempel: eine weiße Spinne wählt weiße oder hellgelbe Blüthen aus, um dort ihre Netze auszuspannen, während sie selber sich zurückzieht und auf ihre Beute lauert. Diese Spinne handelt sehr zweckmäßig für ihr eigenes Wohl. Sie würde wegen ihrer weißen Farbe auf einer dunklen Hecke oder dunklen Mauer oder einem grünen Gebüsch gewiß nicht so viele Insekten fangen. Warum? Weil diese ihre Todfeinde sofort sehen und fliehen würden. Frage: Weiß die Spinne, daß ihre weiße Gestalt auf dunklem Hintergrund in die Augen fällt und leicht gesehen wird? Handelt sie also aus Klugheit so? Ich glaube nicht; denn ganz junge, noch unerfahrene Spinnen handeln ganz ebenso. Wie kommt sie aber zu diesem Handeln? Wir wissen keine andere Auskunft, als daß ein Naturtrieb sie lehrt, so zu handeln, was man Instinkt nennt.

Siehe nun zu, geneigter Leser, wie dieser Trieb ein schwaches Thierchen lehrt, sich der stärkeren Thiere durch List zu bemächtigen, um sie als Beute zu verzehren. Vielleicht kennst du noch aus der Schule den sog. Ameisenlöwen. Das ausgewachsene Insekt sieht ziemlich einer sog. „Wasserjungfer“ ähnlich. Seine Eier legt es in den Sand. Aus ihnen entwickelt sich die 6 Millimeter lange Larve mit 3 Fußpaaren und zangenförmigen Kiefern. Die Farbe ist graubraun, wie der Sand. Das Thierchen kann sich nur langsam und mit Mühe fortbewegen; aber der Instinkt lehrt es, eine Falle zu graben, in welche die Ameisen stürzen. Sehen wir der Arbeit zu. Ich kenne eine Gegend im Appenzeller Land, wo auf einer Anhöhe der Boden ein Stück weit aus feinkörnigem Sand besteht, der aber gut zusammenhält, so lange er feucht ist. Dort findet man auch stets Passagen von Ameisen, die über den Weg laufen. Hier findet man unsern Löwen, der

da suchtet, wen er verschlinge. Die Larve desselben untersucht zuerst den Boden, und meist wählt sie den Ort für ihre Falle da, wo eine belebte Passage von Ameisen ist, wie der richtige Straßenräuber. Scheint ihr der Boden geeignet, so beginnt sie damit, einen Kreis auf demselben zu ziehen, der den Rand der Grube vorstellt, in welche die Beute hinabstürzen soll. So dann begibt sie sich in die Mitte des Kreises und beginnt von hier aus zu graben, wobei sie sich des einen Fußes als Schaufel bedient und durch einen heftigen Ruck wirft sie den Sand so weit, daß er ein paar Zoll über den Kreis hinausfliegt, damit das Thier nicht nöthig hat, das ausgegrabene Material wieder fortzuschaffen. Ist nun die Vertiefung im Mittelpunkt gemacht, so rückt das Thier ein wenig weiter und gräbt, immer rückwärts schreitend und stets den gleichen Fuß als Schaufel gebrauchend, einen runden Graben um den Mittelpunkt, so daß es die Grube mehr und mehr erweitert. So fährt das Thier fort, indem es immer die Erde weit hinaus wirft über den Kreis der ganzen Grube, bis diese endlich tief und weit genug ist. Sehr oft trifft das Thier auf einen Stein, der ihm im Wege ist und seiner Falle schädlich wäre. Es fährt indessen in seiner Arbeit fort, indem es den Stein umgeht, kehrt aber nach vollendetem Werke zu dem Stein zurück und entwickelt nun eine wunderbare Anstrengung und Ausdauer, um den Stein auf den Rücken zu laden und hinauszutragen. Vermag es dies nicht, so entschließt es sich nur ungern dazu, den Stein langsam hinauszuschieben, weil dies eine Furche und theilweise Verschüttung der Grube herbeiführt. Nur wenn alle Mühe, den Stein fortzubringen, vergeblich ist, gibt das Thier den Bau auf und beginnt an einer andern Stelle einen neuen.

Ist aber der Bau glücklich vollendet, so gräbt sich das Thier auf dem Boden der Grube halb ein, nimmt ein wenig Sand oder lose Erde auf den Kopf und wartet nun geduldig, bis eine Ameise oder ein anderes Thierchen in die Grube fällt. Wenn dies geschieht, so wird es sofort ergriffen und ihm das Blut ausgesogen. Stürzt das Schlachtopfer aber nicht ganz hinab, sondern versucht es, sich auf halbem Wege zu halten und macht Anstalt, sich durch die Flucht zu retten, so wird es mit Erde und Sand, die bereit gehalten sind, beworfen und derart betäubt, daß es sicherlich nun in die Grube stürzt und in seinen Tod.

Merke: Man sieht Viel am Wege, wenn man mit offenem Auge wandert.